

Offene Jugendarbeit und außerschulische Bildungseinrichtungen

Ich bin beim Verband für sozial-kulturelle Arbeit als Projektleiter des Programms „Outreach, mobile und sozialraumorientierte Jugendarbeit in Berlin“ tätig, das zur Zeit in neun Stadtbezirken bzw. fünfzehn Sozialräumen freizeitpädagogische Angebote für Jugendliche im Alter zwischen ca. 14 und 21 Jahren macht.

Mobile Jugendarbeit meint in erster Linie eine praktische Hinwendung zu den Jugendlichen an den Orten, an denen sie sich tatsächlich aufhalten. Das sind Parks und Straßen, allgemein gesprochen, der öffentliche Raum. Sozialraumorientierung in der Jugendarbeit meint erst mal eine Konzentration auf den Nahbereich der Jugendlichen, auf den Wohnbereich, die Nachbarschaft, den Kiez. Zum großen Teil arbeiten wir in sogenannten Brennpunktgebieten, auch wenn die nicht überall als Quartiermanagementgebiete (oder E&C-Gebiete) ausgewiesen sind. In den jeweiligen Sozialräumen sind Teams von mindestens zwei bis höchstens sechs Personen im Einsatz (abhängig von der Finanzierung). Insgesamt arbeiten 45 Personen in dem Projekt.

In diesen Kiezen leben häufig Jugendliche, die von den herkömmlichen Institutionen der Jugendarbeit nicht oder nicht mehr erreicht werden. Die Schule ist dabei die einzige Ausnahme, wobei allerdings zu bedenken ist, dass viele der Jugendlichen aus der Zielgruppe die Schule bereits verlassen haben. Ihre Schulkarrieren umfassen einen Sonderschul-, einfachen und erweiterten Hauptschulabschluss. Ein nicht geringer Teil der Jugendlichen verfügt aber über keinen Abschluss. Realschüler/innen und Gymnasiast/innen fallen so gut wie gar nicht in die Zielgruppe. Die Jugendlichen haben, zumindest was den Westteil der Stadt betrifft, zu über achtzig Prozent einen Migrationshintergrund. Sie sind überwiegend türkischer/kurdischer, arabischer, albanischer und (ex-)jugoslawischer Herkunft. Die Jugendlichen mit arabischem Hintergrund kommen meist aus dem Libanon. Im Ostteil der Stadt sind es überwiegend deutsche Jugendliche mit der signifikanten Ausnahme von Aussiedler-Jugendlichen, die hauptsächlich aus Kasachstan und Usbekistan stammen. Entsprechend ihrer unterschiedlichen Herkunft ist der aufenthaltsrechtliche Status der Jugendliche sehr verschieden.

Über die ökonomische Situation der Herkunftsfamilien der Jugendlichen lassen sich nur schwer generalisierbare Angaben machen.

Innerhalb der letzten zehn Jahre lässt sich eine Tendenz der allgemeinen ökonomischen Verschlechterung der Lebenssituation der Migrant/innen ausmachen, von der auch die Jugendlichen (z.T. in verstärktem Maße) betroffen sind.

Hier stelle ich nun unser Projekt vor und schließe ein paar Überlegungen und Erfahrungen an, die wir im Laufe der Zeit sammeln konnten. Dabei werde ich insbesondere folgenden Fragen nachgehen:

(1) Welche Rolle spielen Jugendfreizeiteinrichtungen oder wer erreicht eigentlich wen in sozialen Brennpunkten?

(2) Wie sieht denn die Sozialraumorientierung in der Jugendarbeit praktisch aus?

Abschließend möchte ich noch einige Anmerkungen zur Notwendigkeit eines interkulturellen Ansatzes in der Jugendarbeit in sozialen Brennpunkten machen.

Die Rolle von Jugendfreizeiteinrichtungen in sozialen Brennpunkten oder wer erreicht hier eigentlich wen?

Jugendfreizeiteinrichtungen in sozialen Brennpunkten machen oft einen traurigen Eindruck. Dies bezieht sich nicht unbedingt auf die bauliche und architektonische Gestaltung (obwohl auch die häufig zu wünschen übrig lässt) sondern in erster Linie auf die Atmosphäre, die von ihnen ausgeht. Unter sozialraumorientierten Gesichtspunkten betrachtet, geht selten eine Ausstrahlung in den Stadtteil von ihnen aus. Dies mag vielerlei Gründe haben, so zum Beispiel:

- Jugendeinrichtungen sind nicht mehr der Ort schlechthin, wo man seine Freizeit verbringt, sondern sie sind nur noch ein Freizeitort unter vielen.
- Die Besucher der Jugendfreizeiteinrichtungen sind Jugendliche, die sich andere Freizeitmöglichkeiten nicht leisten können oder wollen.
- Die Einrichtungen werden dominiert von einer kleinen Gruppe, die anderen den Zugang subtil oder auch massiv körperlich verwehrt.
- Die räumlichen Rahmenbedingungen der meisten Jugendeinrichtungen entsprechen kaum dem zielgruppenspezifischen Bedarf an Raumeignung.
- Die meisten Jugendeinrichtungen haben aufgrund ihrer Größe das Problem, dass sie verbindliche Regeln formulieren müssen, die relativ wenig Flexibilität in Bezug auf Möglichkeiten der Selbstgestaltung und Selbstorganisation zulassen.

So spiegeln die Einrichtungen in den sozialen Brennpunkten quasi als Mikrokosmos noch ein-

mal die soziale Entmischung der Stadtteile wider: Jugendeinrichtungen werden zu Treffpunkten der sozial am weitesten Ausgegrenzten. Der ursprüngliche konzeptionelle Leitgedanke der meisten Jugendeinrichtungen, allen Jugendlichen, die kommen, offen zu stehen, entspricht längst nicht mehr der sozialen Wirklichkeit. So ergibt sich häufig die Situation, dass auf der einen Seite an dem Anspruch festgehalten wird, offen für alle zu sein, tatsächlich aber nur Zielgruppen die Einrichtungen besuchen, die sich „rein zufällig“ hier durchsetzen konnten oder denen andere Freizeitorte verwehrt sind. Diese Zielgruppen sind dann allerdings konfrontiert mit einem zielgruppenunspezifischen Ansatz, der oftmals die Bedürfnisse der Jugendlichen nicht in ausreichendem Maße berücksichtigen kann. Viele Jugendeinrichtungen scheinen mit der Problematik in sozialen Brennpunkten überfordert zu sein. Die massive Verdichtung von sozialen Problemlagen und der gleichzeitige Anspruch für alle da zu sein, lassen häufig keine anderen Interventionsmöglichkeiten mehr zu als Hausverbote auszusprechen, Altersgrenzen einzuführen oder sich konzeptionell auf vermeintlich einfachere Zielgruppen (Mädchenarbeit) und Angebote (geschlossene Gruppen im künstlerisch-kulturellen Bereich) zu spezialisieren. Diese Form der Ausgrenzung bzw. Selbstausgrenzung von bestimmten Zielgruppen hat vor allem in sozialen Brennpunkten dazu geführt, dass die Zahl der Jugendlichen, die ihre Freizeit hauptsächlich auf der Straße oder im öffentlichen Raum verbringen, wächst.

In dieser Situation wurde nun in der Vergangenheit häufig der Einsatz von Streetwork als angemessene Methode propagiert, um gerade diese Jugendlichen zu erreichen. Und in der Tat bietet diese Herangehensweise zumindest unter dem Gesichtspunkt der Erreichbarkeit einige Vorteile. Es können gezielt Jugendliche im öffentlichen Raum angesprochen werden, die stationäre Angebote ansonsten eher meiden. Wenn auch die Erreichbarkeit von anderen Zielgruppen durch diesen Arbeitsansatz gewährleistet scheint, so darf dennoch nicht außer Acht gelassen werden, dass dieser Ansatz spezifische Beschränkungen beinhaltet:

Der öffentliche Raum weist selbst Ausgrenzungsmechanismen auf, die auch durch diese Herangehensweise nicht außer Kraft gesetzt werden können. Zum einen sind dies die Regeln der Straße, und zum anderen der Mangel an öffentlichen Plätzen überhaupt, die es erlauben sich ungestört zu treffen. Dieser Mangel führt nicht selten zu einer Konkurrenz um den öffentlichen Raum, bei der sich der Stärkere durchzusetzen vermag. Es ist deutlich geworden, dass diese Situation gerade in sozialen

Brennpunkten eine Eigendynamik in Gang setzt, an deren Ende eine zunehmende Belastung des Gemeinwesens mit allen negativen Begleiterscheinungen wie Stigmatisierung und Kriminalisierung von Jugendlichen steht. Aufsuchende Jugendarbeit kann diesem Prozess nichts Substantielles entgegensetzen, obwohl es ihr gelingt, die entsprechenden Zielgruppen zu erreichen. Das Bedürfnis nach Raumeignung oder das Einüben verbindlicher Regelwerke bleibt jedoch von diesem Arbeitsansatz unberührt. Das Erlernen derartiger Verbindlichkeiten setzt nämlich häufig das Vorhandensein von Räumen voraus, für die ein gemeinsames Regelwerk und seine Überprüfung entwickelt werden muss. Sowohl die Konzentration auf Jugendeinrichtungen als auch die alleinige Konzentration auf aufsuchende Arbeit (Streetwork) stellen demnach keine adäquate Problemlösungsstrategie dar. Wir ziehen daraus den Schluss, dass gerade für soziale Brennpunkte nur eine Kombination von mobilen und stationären Ansätzen die angemessene Antwort auf die Bedürfnisse der Jugendlichen ist: Jugendarbeit in sozialen Brennpunkten bedarf einer Verzahnung von mobilen und stationären Angeboten. Über diese Kombination lassen sich Jugendliche ansprechen, die sonst um Jugendfreizeiteinrichtungen einen weiten Bogen machen. Und mit ihnen lassen sich Verhaltensweisen einüben, die im Idealfall zu selbstorganisierten und selbstverwalteten Strukturen führen können. Wir haben in diesem Zusammenhang das so genannte Stützpunktkonzept entwickelt, bei dem „Jugendliche von der Straße“ mittels eines gruppenpädagogischen Angebotes befähigt werden, Stützpunkte (Jugendstadteilläden, selbstorganisierte Jugendräume u.ä.) weitestgehend selbst zu organisieren. Diese Stützpunkte haben den Vorteil, dass ihre Regelwerke mit den Gruppen der Nutzer gemeinsam wachsen und sich ihrem Entwicklungsstand entsprechend verändern können. Zum anderen müssen sie nicht erobert werden, da sie sowieso nur ein oder zwei Gruppen Platz bieten. Die Stützpunkte sind ein Angebot für Jugendliche, die sich vorwiegend im öffentlichen Raum aufhalten und denen der Zugang zu Jugendeinrichtungen verwehrt ist. Sie stehen explizit diesen Zielgruppen als nutzbare Ressource zur Verfügung. Sie dienen dazu, dass Jugendliche relativ frei von den Zwängen der Erwachsenenwelt ihre sozialen und kulturellen Bedürfnisse entwickeln können. Gleichzeitig sind sie Anlaufpunkte für Beratung und Unterstützung der Jugendlichen in allen sie betreffenden Dingen.

Nun stellen die Stützpunkte keine Jugendeinrichtung in Miniaturformat dar, obwohl auch in ihnen freizeitpädagogische Angebote ge-

macht werden, sondern wesentlich ist hier, dass die Jugendlichen diese Stützpunkte auch selbstverantwortlich für einen bestimmten Zeitraum (etwa für ein Wochenende) nutzen können. Je verantwortlicher sich die Jugendlichen hierbei zeigen, desto mehr Autonomie bis hin zur temporären Schlüsselübergabe, wird ihnen zugestanden. Die Rolle der Pädagog/innen besteht darin, einzuschätzen, inwieweit Jugendliche mit einer selbstverantwortlichen Nutzung überfordert sind, oder inwieweit sie einen selbstverantwortlichen Umgang mit dem Stützpunkt gewährleisten können. Diejenigen, die einen solchen Umgang erst noch lernen müssen, werden von den Jugendarbeiter/innen darin unterstützt. Die selbstverantwortliche Nutzungsmöglichkeit wird darüber hinaus auch Eltern und Vereinen aus dem jeweiligen Kiez angeboten.

Zur Sozialraumorientierung in der Jugendarbeit

Im Denken und Handeln vieler Jugendlicher spielt die sozialräumliche Orientierung eine zentrale Rolle. Das Zugehörigkeitsgefühl zum Kiez, der als Heimat empfunden wird, in dem man sich auskennt, und in dem die entscheidenden Beziehungen hergestellt werden, ist bei vielen Jugendlichen sehr ausgeprägt. Der Begriff der Sozialraumorientierung ist dabei aber nicht überall und unter allen Umständen deckungsgleich mit den administrativen Planungseinheiten der Bezirksverwaltungen, sondern umfasst auch die lebensweltlichen Dimensionen.

Der sozialraumorientierte Arbeitsansatz bietet gute Voraussetzungen zum Aufbau sozialer Netze. Durch Vernetzung haben sich in den Sozialräumen häufig tatsächlich die berühmten Synergien entwickelt, die eine strukturierte und kontinuierliche Kooperation zugunsten der Jugendlichen ermöglichen. Stichworte sind hier etwa die Erschließung von Ressourcen im Stadtteil wie z.B. Vereinssportplätze, Schulturnhallen für sportliche Aktivitäten usw. Aber auch das Gemeinwesen profitiert von Platzbelegungsaktionen, Straßenfesten oder kulturellen Events. Über diese Form der Zusammenarbeit werden nicht nur die Angebote im Sozialraum effektiver, sondern auch die Möglichkeiten der Einflussnahme auf lokale sozial- und jugendpolitische Entscheidungen lassen sich erweitern. Sozialraumorientierung bedeutet aber auch die Einbeziehung von Schlüsselpersonen, lokalen Akteur/innen, die im Kiez Einfluss ausüben können, auch oder gerade, wenn sie nicht aus dem sozialen Bereich kommen. Damit die Idee der Vernetzung nicht zu einer Sprechblase verkommt, bedarf es allerdings ei-

niger Voraussetzungen, die alle Beteiligten in einem oft mühevollen Prozess schaffen und sich erarbeiten müssen:

- Anerkennung der unterschiedlichen Kompetenzen der Träger/Akteur/innen,
- Anerkennung der Arbeitsteiligkeit und damit einhergehend Anerkennung der Tatsache, dass nicht jeder alles gleichgut kann,
- prinzipielle Bereitschaft die eigenen Ressourcen bis zu einem gewissen Grad als öffentliche Ressourcen zu definieren,
- der Wille zur Kooperation auf gleicher Augenhöhe.

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es letztlich über den sozialraumorientierten Ansatz nicht nur gelungen ist, Bedingungen zu schaffen, die eine Integration der Jugendlichen in das Stadtteilgefüge und somit eine Teilhabe am sozialen und kulturellen Leben des Stadtteil ermöglichen. Es konnte auch sichergestellt werden, dass sich die Angebote der mobilen Jugendarbeit z.B. die Stützpunkte nicht als „jugendliches Ghetto“ im Kiez etablieren, sondern auch als Ausgangspunkt sozialräumlicher Aneignung fungieren.

Zur Notwendigkeit der Entwicklung einer interkulturellen Praxis

Ein wesentlicher Faktor besteht allerdings neben der breiten methodischen Herangehensweise auch in dem personalen Angebot, das die Jugendsozialarbeit bereitstellt. Gerade in sozialen Brennpunkten verläuft die Identifikation der Jugendlichen eben nicht nur über Räume, sondern über die konkret handelnden Menschen, die unter Umständen angemessene (Rollen-)Modelle darstellen können. Wir haben versucht, dem zielgruppenspezifischen Bedarf auch bei der Auswahl der Mitarbeiter/innen Rechnung zu tragen. Die Erfahrungen der mobilen Jugendarbeit in Stadtteilen mit hohem Anteil an Jugendlichen nichtdeutscher Herkunft haben gezeigt, dass Teams mit ausschließlich deutschen Jugendarbeiter/innen aufgrund mangelnder Kenntnis der kulturellen Lebenswelten, der Sprache und des Wertesystems dieser Zielgruppen häufig überfordert sind. Als optimal hat sich deshalb eine Teamzusammensetzung erwiesen, in der sowohl deutsche Sozialarbeiter/innen als auch Jugendarbeiter/innen aus anderen Kulturkreisen vertreten sind. Zum Teil gehen wir aber noch darüber hinaus: Im Fall des Modellprojektes Neukölln bspw. konnten wir auch Mitarbeiter/innen gewinnen, die z.T. selbst in Neukölln aufgewachsen sind und neben den Kenntnissen der kulturellen Lebenswelt auch über besondere Kiez- und Szenekenntnisse verfügen. Während diese Mitarbeiter/innen Zugänge zu

den Jugendlichen und den türkischen und arabischen communities immens erleichtern, können die deutschen Kolleg/innen ihr sozialarbeiterisches Know-how (Umgang mit Ämtern und Behörden, juristische Fachkenntnisse etc.) in den teaminternen Kommunikationsprozess mit einbringen. Damit wurde auch den Jugendlichen die Möglichkeit geboten, mitzuerleben, wie Menschen unterschiedlicher kultureller Lebenswelten sich gegenseitig ergänzen, verstehen und respektieren lernen. Ein weiterer positiver Aspekt, der sich aus dieser Teamzusammensetzung ergibt, ist die Tatsache, dass die Mitarbeiter/innen türkischer und arabischer Herkunft die aus der jeweiligen Kultur resultierenden Wertesysteme der Jugendlichen genauestens kennen und ihnen deshalb sehr schnell Respekt und Autorität zuerkannt wird. Diese Position ist gerade bei schwierigen Zielgruppen von Bedeutung, wenn es z. B. darum geht, verschiedene Nutzungsinteressen der Jugendlichen untereinander auszuhandeln, oder wenn eine dominante Gruppe versucht, einen Stützpunkt für sich alleine zu erobern. Die von den Mitarbeitern gesetzten Grenzen wurden bislang von den Jugendlichen, wenn auch z. T. unter großem Protest, stets akzeptiert.

Um Ressourcen zu erschließen, müssen in der Regel Kooperationen eingegangen werden. Ein nicht zu unterschätzender Faktor besteht dabei in der Kooperation mit den verschiedenen ethnischen communities. Neben der horizontalen und vertikalen Vernetzung mit den Akteur/innen im Stadtteil kommt es darauf an, mit den verschiedenen ethnischen communities zusammenzuarbeiten. Ein wichtiger Schlüssel für den Erfolg bei Partizipationsprojekten mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist es, die Strukturen dieser communities überhaupt erst mal zu kennen und zu nutzen.

Es bleibt festzuhalten, dass sozialraumorientierte Jugendarbeit in sozialen Brennpunkten auch die Entwicklung einer interkulturellen Praxis bedeutet, und dass eine interkulturelle Praxis interkulturell orientierter sozialer Orte bedarf und mit entsprechenden Mitarbeiter/innen ausgestattet sein muss, und schließlich noch, dass diese Mitarbeiter/innen gemeinsam interkulturelle Kompetenzen entwickeln müssen.